Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition.
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 583. **Montag** den 16. November 1896. **90. Jahrgang.**

Amtlicher Theil.

Bekanntmachung,
die Kirchenvorstandswahl in der Matthäigemeinde betr.

Aus dem Kirchenvorstande der Matthäigemeinde scheiden nach den Bekanntmachungen vom 1., 11., 14. und 15. October d. Js. aus die Herren:

Kaufmann Bruno Apitzsch,
Hofpianofortefabrikant **Theophil Francke,**
Schuldirector Dr. phil. **Joh. Friedr. Ehregott Helm,**
Schatzrath Dr. phil. **Emil Kr[illegible]n,**
Steuerrath **Moritz Neu[illegible]äußer,**
Schlossermeister **Julius Schwartze,**
Rechtsanwalt **Hofrath Friedrich von Zahn,**

deren Wiederwahl gesetzlich zulässig ist.

Die Wahl soll stattfinden

Montag, den 16. November d. Js.,
von Vormittag 10 Uhr bis Nachmittag 5 Uhr,
in der Sacristei der Matthäikirche.

1) Stimmberechtigt sind diejenigen **Gemeindeglieder,** welche sich schriftlich oder **mündlich** zur Wählerliste angemeldet haben.
2) Die Wahl hat durch **schriftliche,** jedoch **persönliche Abstimmung** zu geschehen.
3) **Wählbar** sind alle **stimmberechtigten Gemeindeglieder,** die das **30. Lebensjahr** vollendet haben.
4) Jeder **Wahlzettel** hat **7 Namen** von stimmberechtigten Gemeindegliedern zu enthalten, worauf deren **Tauf- und Familiennamen, Stand** oder **Beruf** genau zu bezeichnen ist.

Wir fordern Alle, welche zur Theilnahme an dieser Wahl berechtigt sind, dringend auf, von ihrem Wahlrechte

Montag, den 16. November d. Js.,

Gebrauch zu machen und ihr Augenmerk auf Männer von gutem Rufe, bewährtem christlichen Sinn, kirchlicher Einsicht und Erfahrung zu richten.

Leipzig, am 7. November 1896.

Der Wahlausschuß für die Kirchenvorstandswahl in der Matthäigemeinde.
D. Kaiser.

Episoden aus der Völkerschlacht bei Leipzig.

Nach Berichten von Augenzeugen.

VI.

△ Das nordwestliche Schlachtfeld mit seinen wechselvollen und episodenreichen Kämpfen ist ein beredter Zeuge für die hohe, heilige Begeisterung, mit der Deutschlands Jugend und selbst das reifere Alter bestrebt war, das drückende Joch der französischen Fremdherrschaft abzuwälzen. Mit unvergleichlichem Heldenmuthe, mit den Tod verachtender Sterbensluft kamen die preußischen freiwilligen Jäger, die übrigen preußischen Freiwilligen, die unvergleichlich tapfere schlesische Landwehr und die Brandenburger Husaren, um bei Gohlis, Mögern, Eutritzsch und den umliegenden Ortschaften unter Blücher's und York's energischer und umsichtiger Führung Kränze unverwelklichen Ruhmes zu erkämpfen; auf französischer Seite stand diesen Führern Napoleon's erprobtester General gegenüber, nämlich Marmont, Herzog von Ragusa.

Wie es in

Gohlis

während der Völkerschlacht herging und wie es hier aussah, darüber giebt die Pflegetochter des Schloßpachters Fränzel einen recht anschaulichen Bericht. Diesem entnehmen wir nachstehend folgende Einzelheiten: „Vom Glockenthurme der Gohliser Rathspächterwohnung habe ich die Schlacht ganz deutlich mit angesehen. Die erschreckliche Cavallerie, die wir gemäbet Heu hinsank. Ich habe die Glieder ganz deutlich wieder zusammenrücken sehen, wenn das fürchterliche Kanonenfeuer ganze große Risse und Lücken gemacht hatte.

Als die Preußen schon bei uns und ich mit etlichen auf dem Thurm war, schien sie in währender Kanonade auf mich ein: „Bücken! Bücken!" Ich hatte es kaum gethan, als eine Bombe oben durchs Schallloch hindurch flog.

Grausam war es anzusehen, wie die Todten ums Dorf her lagen. Wir mußten über sie wegsteigen und mit begraben helfen, vierzig in ein Grab. — Wir hatten viel Hunger und kein Brod, die Franzosen aber viel ärgern. Heißhungrig haben sie dort Pferdefleisch mit größten Appetite verschlungen.

Durchs Schloß sind auch schon die Kanonenkugeln gegangen und sonst sind ins Dorf schon Kugeln geschlagen; Brandschäden aber haben wir in Gohlis nicht gehabt. Doch Schaden genug. Es rechnet mein Mann für seine Person allein 7000 Thaler. In welcher Todesgefahr wir übrigens waren, und wie der Schreck allein die Menschen umwerfen kann, das habe ich bei einem Dienstmädchen gesehen, die wir damals hatten, und oben nur in der Stube an der Kammerthür angelehnt stand, als eine Kugel, eine Flintenkugel verfehlt sich, gerade über ihre Achsel wegstreifend in die Wand schlug. Schreck und Sturz war Eins! Sie stürzte zu Boden als wäre sie todt, und hatte ihr doch nichts geschadet als einen nur matten Streif über die Achsel."

Ueber die barbarische Plünderungswuth der Franzosen berichtet ein anderer Gohliser Einwohner Folgendes:

„Mich hatten sie mitgenommen, daß ich am Sechzehnten Morgens an das Kindbad habe mit ihnen „gotsch" laufen müssen. Hinüber ging's; aber herüber! — Sie hatten mir meine Stiefel ausgezogen und ich mußte in Strümpfen laufen, in der Kälte und Nässe. — Als ich zurück ging und an den Grenzrain zwischen Möckern und Gohlis kam, da standen die Kanonen, die die Preußen den Franzosen abgenommen hatten und welche die Franzosen dort, alle auf einem Puncte wider die Preußen postirt und hatten im Stich lassen müssen. Vor Todten war dort nicht zum Fortkommen, und doch trieb und jagte mich die Angst nach Hause. Ich mußte über die Todten hinwegtreten und auf ihnen laufen und trat ins Blut, Gehirn und Gedärm der Franzosen, die da niedergehauen, zerrissen und niedergeschossen dalagen, daß mir schauderte, mich fror und mir ekelte, als ich nach Hause kam.

Während des Kampfes habe ich mit Patronen und Munition aus den Wagens mit an die Preußen vertheilt. Dafür wurde ich auch von dem General Sacken gelobt, als ich ihm die Aepfel brachte, denn es gab zur Zeit viel Aepfel, eine wahre Wohlthat für die armen Menschen. General Sacken rühmte die Dreistigkeit, die zum Verwundern wäre. Wir kannten freilich unsere Gefahr nicht und vertheilten darauf los, obgleich die Preußen uns viele Male zuriefen: „Kinder! rückt die Wagen weg".

Der Besitzer des Grundstückes, in dem sich die „Schiller-Stube" befindet, erzählt seine Erlebnisse während der Schlacht folgendermaßen: „Sonnabend Mittag, den 16 October, ½2 Uhr, saßen wir hier inmitten der Stube in guter Ruhe beim Essen und dachten nicht daran, daß es möglich wäre, — als eine erstaunliche Explosion den Erdboden erschütterte machte und unsere Fenster zersprangen, daß uns das Glas um die Köpfe und in die Suppe flog. Wir, auf und davon! ließen Alles im Stiche, flüchteten, wohin wir konnten und retirirten ins Rosenthal, wo wir von Sonnabend bis Dienstag von Furcht, Angst und Schrecken gepeinigt uns umhertrieben. Im Rosenthal hatten die Franzosen Batterien aufgepflanzt und gleich am Eingange, wenn man von hier aus hineinwill, standen die Kanonen und vertheidigten die enge Passage. Sonntag, den 17. October, war es ruhig, aber Montag, den 18. October, ging's bei Zeiten los.

Die Russen hatten am Kitzerlingsberge vor Pfaffendorf harten Stand, und die Preußen wollten durchs Hallesche Thor in die Stadt. Das ging nicht so leicht. Aus Löhr's Garten heraus vertheidigten die Franzosen mit 16 Kanonen die ganze Plaine, welche zwischen der Stadt, Gohlis und Pfaffendorf liegt, und beschossen den ganzen Wiesenraum; acht Batterien standen noch im Rosenthale und beschossen über die Pleiße herüber die Russen. Dennoch aber drangen sie vor und stürmten Pfaffendorf viele Male. Die Menschenmassen vom Militair wogeten hin und her und des Abends waren sie noch nicht fertig; doch aber Pfaffendorf hatten sie erstürmt, und die Franzosen, als sie sahen, daß sie es nicht halten konnten, steckten es in Brand.

Das Gebrüll und Geheule der unglücklichen Verwundeten, welche dort in den Flammen umkamen, war fürchterlich. Da lagen sie halb verbrannt und verkohlt — wir konnten den schauerlichen Anblick nicht ertragen! — Stumm und betäubt sind wir vorübergegangen und haben die Hand vor die Augen gehalten, daß wir den unerträglichen Anblick nicht sehen durften." Die Zahl der Unglücklichen wird auf der einen Seite auf 800, von anderer Seite auf 3000 angegeben. Ein aufmerksamer Beobachter der Schlacht schreibt darüber in seinem Tagebuche: „Ungeachtet des heftigen Kanonendonners hat man dennoch das Brüllen der Unglücklichen gehört."

Am 19. October brachen von Gohlis aus 3000 Mann russische Infanterie ins Rosenthal auf, der Officier nahm mich als Boten mit, hielt mich immer am Arme und frug: „Viel Franzosky? Viel Franzosky?" Ich: „Nicht viel! zurücke, zurücke!" Langsam marschirten wir in Kreisform durch den Wald; ich und der Officier voraus. Auf einmal schossen etliche Franzosen auf uns und rissen dann aus. Ein Russe hinter uns stürzte, die Kugel war ihm durch den Leib gegangen. Endlich schrie der eine Flügel „Hurrah" und warf sich, ohne einen Schuß zu thun, auf die Franzosen, die nicht durch die Elster konnten und nahmen gegen 2000 gefangen. Der französische Officier ritt dem russischen entgegen und gab ihm seine beiden Pistolen, welche die Russen abschossen und ihm verkehrt in seine Pistolentaschen steckten. Dann brachten sie die französischen Officiere in die Gohliser Schenke, wo sie sich mit den russischen beim Weine haben gar wohl sein lassen. Die anderen Gefangenen aber und gemeinen Leute kamen übel weg und hätten verhungern mögen.

In dem Schlachtentumulte kamen aber auch heitere Episoden vor. Ich vergesse es nicht, welche unerhörte Menge von Hasen durch den Spectakel von Düben herüber zusammengetrieben, immer vor den Preußen herliefen, bis endlich an Stelle der Hasen die Franzosen liefen. Auch bleibt es mir unvergeßlich, was eine alte Mutter that. Mit einem ganzen großen Topfe voll Pflaumenmus lief sie aus dem Hause und wollte damit fort. Ein Preuße gleich hinter ihr her, hielt die süße Beute fest und schrie in die Alte hinein: „Mutter, sie wird erschossen hier! Geh weg!" Sie aber hielt den Topf fest und nun ging das Zerren über den Topf los."

Ein anderer Augenzeuge berichtet, daß man noch zu Ostern des folgenden Jahres (1814) in der Elster todte Soldaten angeschwemmt fand, die den Winter über in den Schollen und im Grunde des Elsterbettes eingefroren lagen; diese entstammten zum guten Theile mit aus den grimmigen Kämpfen, die um

Möckern

her sich abspielten. Ueber diese giebt nun der Ortsrichter Findeisen, der zur Zeit der Völkerschlacht Ortsrichter in Möckern war, genauen Bericht, nicht minder der Vicerichter Oberländer, der ebenfalls die Schlacht in Möckern erlebte. Diesen Berichten folgen wir nun im Nachstehenden. Der Ortsrichter Findeisen erzählt:

Kosaken schwärmten schon wochenlang hier um Möckern umher und kamen bis ins Dorf herein, ob es gleich voller Franzosen lag — Marinesoldaten. Am 16. October kamen zwei Kosaken bis her an die Schenke, steigen schnell vom Pferde, lassen sich schnell ein Glas Branntwein schenken, und als sie wieder aufsitzen wollen, stürzt dem einen das Pferd. Ein Franzose hat ihn bemerkt und anstatt ihn, das Pferd getroffen. Der Kosake schnallt den Sattel ab, und „hast du gesehen!" zieht er aus.

Des Abends, es war schon spät in der Nacht, wurde ich auf den Hof (Rittergut) verlangt, weil ich im Orte Richter war. Es war der alte Blücher, welcher mich vor sich kommen ließ. In der Unterstube lagen vier blessirte Große, schwer verwundet, im Sterben. In der Oberstube ging der alte Blücher mit starken Schritten auf und ab, und ließ mich vor sich kommen. Er fuhr mich gar häßlich an: „Wo seid ihr Leute! Daß ihr alle zur Stelle kommt, oder ich

Feuilleton.

Die Erbtante.

Humoreske von E. Champagne.

(Nachdruck verboten.)

Sobald Jaques Balincour — allerdings mit leichtem Herzen — das Gymnasium verlassen hatte, fing er an, fürs Theater zu schreiben. Er war elternlos, besaß ein recht hübsches Vermögen und hätte recht wohl einen anderen Beruf wählen können. Es lag nur an ihm, eine Laufbahn einzuschlagen, die von vernünftigen Leuten mit dem Beiwort „solid" bezeichnet zu werden pflegt. Er hätte mit einigem Geschick ein vortrefflicher Notar oder ein bedeutender Industrieller, oder ein gesuchter Arzt, oder auch ein hervorragender Staatsbeamter, oder sonst irgend etwas Bedeutendes werden können. Mit einem Wort, er hätte, wenn er wollte, ein höchst gemüthliches Dasein führen und eine Partie ersten Ranges machen können.

Aber nein! . . . Nichts von alledem! Balincour war bummlig, eingefleischter Junggeselle und hatte sich verschworen, einzig und allein dramatischer Dichter zu werden. Er war es — und ist es noch.

Mindestens zwei Jahre schleppte er die Manuscripte seiner ersten Lustspiele nutzlos von Theater zu Theater. Er ödete mit seinen vergeblichen Bitten die Directoren sämmtlicher Pariser Theater an; er war ihren Dramaturgen gegenüber von einer wahrhaft schlotternden Unterwürfigkeit, ja, er kam sogar den Portiers — männlichen wie weiblichen — mit zartester Rücksicht entgegen.

Doch nichts zog! Ueberall gab man ihm seine Stücke mit herzlichem Danke zurück. Endlich geruhte der Director des Théâtre Intransigeant, eine dreiactige Komödie des unglücklichen Jünglings zu lesen. Er fand darin einiges Talent und willigte nach einigen, seiner Ansicht nach unerläßlichen Aenderungen ein, es auf die Bühne zu bringen. Und um es kurz zu sagen: das Stück hatte einen Bombenerfolg, und von diesem Tage an öffneten sich seinem Verfasser alle Theater von Paris.

Balincour glaubte schon damals, nur moderne, lebende, Figuren auf die Bühne bringen zu dürfen, Menschen, denen man jeden Augenblick auf der Straße begegnet. Er verehrte damals vielfach bei einer seiner Tanten, — der Tante Martha, wie sie in der ganzen Familie heß, einer alten Jungfer, deren zahllose Schrullen und Eigenheiten ihm einen unerschöpflichen Stoff für seine Stücke liefern konnten. Diese alte Dame hatte er schon lange aufs Korn genommen, um sie dramatisch zu verarbeiten; doch leider war ihm die Verwerthung dieser wunderbar komischen Kraft streng untersagt.

Die gute Tante besaß nämlich die Empfindlichkeit einer Mimose, und ihre Freunde und Verwandten mußten sie mit der größten Rücksicht behandeln; ja, sie forderte von ihnen sogar eine übertriebene Verehrung. Außerdem aber — und das war die Hauptsache — gehörte sie der für jeden Neffen höchst interessanten und werthvollen Kategorie der Erbtanten an, und Alles, was sie besaß — 300 000 Frcs. — sollte Balincour dereinst als Nächstberechtigtem zufallen. Sie hatte ihm das selbst eines Tages zugesagt.

„Aber — unter einer Bedingung, — mein schöner Neffe! Keine Streiche, keine Ungehörigkeiten, oder ich vermache mein Vermögen den kleinen Brustkranken von Montretout."

Nun brachte Balincour den Wohlthätigkeitsanstalten allerdings eine große Sympathie entgegen, doch so philanthropisch er auch gesinnt war, er war doch vernünftig genug, eine Erbschaft von 300 000 Francs nicht zu verachten. So sehr er daher auch wünschte, sich der „documents humains" zu bedienen, die ihm seine Tante lieferte, so viel lag ihm andererseits daran, die Empfindlichkeit der alten Dame nicht zu verletzen.

Der Kampf war lang und grausam. Doch der Theaterteufel behielt schließlich die Oberhand über den Erbschaftsteufel, und der junge Mann beschloß, Tante Martha zu verarbeiten.

Zu derselben Zeit, da Balincour sich ans Werk machte — es war im October — ließ ihn Tante Martha eines Morgens zu sich kommen und theilte ihm mit, daß sie den Winter auf den Rath ihres Arztes in Italien verleben werde.

„Ich werde dort bis zum April bleiben und die Gelegenheit benutzen, mir Rom anzusehen."

Balincour umarmte mit tiefer Rührung die alte Jungfer und machte sich sofort wieder an die Arbeit, um sein neuestes Werk so schnell wie möglich zu beenden.

Zwei Monate später gelangte „Tante Martha" — so lautete der unverfrorene Titel des neuen Stückes — in den „Fantaisies Gauloises" zur Aufführung, und zwar mit riesigem Erfolg.

Von allen Zuschauern, die allabendlich das Theater füllten, amüsirte sich keiner mehr über Tante Martha, als der Autor selbst. Die Schauspielerin, die die Rolle der Tante spielte, hatte nach den Angaben Balincours ein Meisterwerk von photographischer und phonographischer Aehnlichkeit geschaffen, die Geten, das Costüm, die Betonungen der alten Jungfer wurden von ihr mit einem Realismus der Darstellung wiedergegeben, über den Balincour jeden Abend Thränen lachte, denn er versäumte auch nicht eine einzige Vorstellung.

Eines Abends — es war kurz vor der hundertsten Aufführung — fielen seine Blicke auf der Wanderung durch den Zuschauerraum plötzlich auf ein runzliges, düsteres Gesicht, das zu der lachenden Umgebung in grellstem Gegensatze stand.

Dieses Gesicht gehörte einer alten Dame an, die mit zusammengekniffenen Lippen aufmerksam dem Spiel der Schauspieler folgte, und dieses Gesicht war — entsetzlich! dreimal entsetzlich! — das der Tante Martha, aber der richtigen!! . . .

Am nächsten Morgen, als Balincour in schlimmer Ahnung seinen Kaffee schlürfte, brachte ihm der Portier einen Brief. Schon an dem Couvert sah er, wer der Absender war. Er öffnete es mit zitternden Händen und las:

Mein Herr Neffe!

Ich mußte, um einige Geschäftsangelegenheiten zu ordnen, nach Paris zurückkehren. Natürlich wollte ich mir auch Dein neues Stück ansehen. Ich bedaure sehr, daß Du meine arme Person für würdig erachtet hast, die Aufmerksamkeit des Publicums zu erregen. So verrückt, wie Du mich schilderst, bin ich nun allerdings Gott sei Dank nicht, aber auch nicht so liebenswürdig, denn Deine Tante Martha verzeiht im letzten Acte Denen, die sie lächerlich gemacht haben. So großmüthig ist die wirkliche Tante Martha nicht, das weißt Du bei der Verlesung meines Testaments erfahren.

Man hat mir versichert, daß Dein Stück Dir jeden Abend 100 Francs einbringt. Durch die Ausbeutung meiner Schwächen verschaffst Du Dir also jeden Abend 100 Francs. Ich finde es also nur gerecht, wenn Du mir, als Deinem Modell, das Zehntelche zahlst. Dein Stück wird morgen die hundertste Aufführung erleben, ich ziehe also von der Summe, die in Dir zu hinterlassen gedachte, 100 000 Francs ab, außerdem behalte ich mir vor, Dich bei jeder weiteren Aufführung mit 1000 Francs zu strafen.

Mit herzlichen Grüßen
Deine Dich liebende
Tante Martha.

Kaum hatte Balincour diese Epistel gelesen, als er aus seinem Zimmer stürzte, in einen Wagen sprang und zu seiner Tante fuhr.

Verdammtes, pyramidales Pech! — Tante Martha war bereits mit dem Schnellzug nach Italien zurückgereist!

Da Balincour nun die bittere Pille von 100 000 Francs Abzug hinunterwürgen mußte, so blieb ihm nichts weiter übrig, als sich in Zukunft zu sichern. Er begab sich daher unverzüglich zu dem Director der Fantaisies Gauloises und bat ihn, das Stück vom Repertoire abzusetzen. Dieser aber weigerte sich standhaft: er hatte endlich einmal ein erfolgreiches Stück und wollte es nun auch ausnutzen.

„Tante Martha" setzte in Folge dessen ihren Triumphzug fort, und man erreichte das zweite Hundert.

An diesem Tage traf Balincour auf dem Boulevard einen berühmten Collegen, der ihm auf das Lebhafteste beglückwünschte:

„Ha, junger Mann, das ist ein Erfolg! Zweihundert Aufführungen! Sie verdienen ja ein Vermögen!"

„Sagen Sie lieber, ich verliere eins!" murmelte der glückliche Autor und erzählte seine Leidensgeschichte.

Endlich kam der Tag, wo „Tante Martha" nicht mehr zog, und das Stück wurde abgesetzt. Balincour stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Eine Woche später erhielt er folgenden Brief:

„Von den 300 000 Francs, die ich Dir zu hinterlassen gedachte, habe ich bis jetzt für 210 Vorstellungen 210 000 Francs abgezogen. Mit vielen Grüßen

Tante Martha."

Balincour zerknitterte wüthend den Brief der alten Jungfer und verfluchte wieder einmal in sehr energischen Ausdrücken seine Sucht nach dramatischem Realismus.

Ein Jahr verging. Die Zeit heilte die Wunde ein wenig, denn Balincour bekam ja beim Tode seiner Tante immerhin noch 90 000 Francs, das war nicht zu verachten.

Er hatte sich schon in das Unvermeidliche gefügt, als er an einem Morgen des Monats März auf der Straße den Director der „Fantaisies Gauloises" traf.

„Ich wollte Ihnen noch heute schreiben", sagte dieser im liebenswürdigsten Tone zu ihm, „ich habe die Absicht, „Tante Martha" wieder aufs Repertoire zu setzen; ich bin überzeugt, Ihr Stück wird uns den Sommer über Wasser halten."

„Um Gotteswillen?" rief Balincour entsetzt, „thun Sie mir das nicht an! Wollen Sie mich durchaus unglücklich machen? Warum denn überhaupt dem Publicum immer dasselbe vorführen? Ich habe gerade einen Dreiacter fertig, der sich brillant für Sie eignen würde."

„Nein, nein, ich danke vorläufig, ich bringe „Tante Martha" und nichts anderes auf die Scene, ich ziehe das Gewisse dem Ungewissen vor! Thut mir übrigens leid, daß ich Ihnen nicht dienlich sein kann! Auf Wiedersehen, cher maître!"

„Was war da zu machen? Der Director der Fantaisies Gauloises hatte einen festen Vertrag in der Tasche, der ihm gestattete, über „Tante Martha" zu verfügen, wie und wann es ihm beliebte, und Balincour mußte den Kelch bis zur Hefe leeren. Sein Stück hatte abermals einen sehr hübschen Erfolg, es wurde neunzig Mal gegeben, und nachdem sein neues Lustspiel aufgeführt worden, erhielt Balincour folgendes lakonische Schreiben:

„Mein ganzes Vermögen gehört jetzt dem Hospital von Montretout. Tante Martha."

Balincour blieb bei der Lectüre dieses Billets ziemlich ruhig und nahm diese letzte Calamität mit der Kaltblütigkeit eines alten Spielers auf, der sich über einen großen Verlust nicht mehr aufregt.

Zwei Monate später entschlief die gute Tante Martha in Frieden und hinterließ ihr ganzes Vermögen von 300 000 Francs dem Hospital der Brustkranken. . . . . .

Eines Tages kam Balincour auf die Idee, dieses Haus, das er beinahe als von ihm gestiftet ansehen konnte, zu besuchen und machte die Wahrnehmung, daß man dort das Andenken seiner Tante in liebevollster Weise ehrte. Die Bewohnerinnen des Hospitals — blasse, schwächliche Mädchen mit schmalen Wangen und farblosen Lippen — lebten fast fröhlich die kurze Spanne Zeit dahin, die ihnen beschieden war, und da es ihm im Grunde genommen weder an Philosophie noch an Gutmüthigkeit fehlte, so sagte er sich ohne Hintergedanken, als er das Hospital verließ:

„Wenn ich Alles richtig betrachte, war es ein guter Gedanke von meiner Tante, mich für diese unglücklichen Wesen zu enterben. Ich hätte ihr Geld jedenfalls doch nur durchgebracht. Und da mein Stück über meine Erwartungen Erfolg gehabt hat, so bereue ich nicht mehr, Tante Martha's Erbschaft verloren zu haben. So habe ich wenigstens einmal in meinem Leben ein gutes Werk in der doppelten Bedeutung des Wortes zu Stande gebracht."

SLUB
Wir führen Wissen.